

Das Peer und wir

Eine Beschäftigung mit dem Peer-Begriff

Hausarbeit im Rahmen der
13. Peer Counseling Weiterbildung

von Bettina Herrmann

Oktober 2016

Das Peer und wir – eine Beschäftigung mit dem Peer-Begriff

Inhaltsübersicht

| | |
|--|-----------|
| 1. EINLEITUNG | 3 |
| 2. DIE SACHE MIT DEM PEER-SEIN | 4 |
| 2.1. Das Peer in mir – nur welches? | 4 |
| 2.2. Ist Elternberatung Peer Beratung? | 5 |
| 2.3. Welche Rolle spielt hier die Modellrolle? | 6 |
| 2.4. Ist Schäuble ein Peer? | 6 |
| 2.5. Und ich? Was macht mich zum Peer? | 7 |
| 3. GEHÖRLOSE PEERS – EIN BLICK IN DIE WELT TAUBER MENSCHEN | 8 |
| 3.1. Geschichtlicher Exkurs: Die Unterdrückung der Gebärdensprache | 8 |
| 3.2. Dominanzkultur und herrschende Machtverhältnisse | 9 |
| 3.3. Gebärdensprache und Gehörlosenkultur | 10 |
| 3.4. Behindert oder nicht? Emanzipation oder Abwertung anderer? | 11 |
| 4. RESÜMEE | 13 |

1. Einleitung

Peer Beratung (auch: Peer Counseling) meint die Beratung „Gleichgesinnter“ bzw. „Gleichrangiger“¹, beispielsweise von Jugendlichen durch Jugendliche oder von Menschen mit Behinderung durch Menschen mit Behinderung. Grundgedanke dabei ist, dass Berater*in und Ratsuchende*r ähnliche Erfahrungen teilen und aufgrund dessen besser von „Ihresgleichen“ verstanden und unterstützt werden können. Im Bereich der Selbsthilfe behinderter Menschen spielt daher Peer Counseling eine wichtige Rolle vor dem Erfahrungshintergrund von Diskriminierung, Ausgrenzung und Fremdbestimmung. Dabei wird davon ausgegangen, dass der/die Berater*in aufgrund seiner/ihrer eigenen Behinderung eine Vorbildrolle einnehmen kann und so eine größere Vertrauensbasis entsteht. Diese Modellrolle kann sich bei behinderten Ratsuchenden sehr motivierend auf die Inangriffnahme der eigenen Probleme auswirken. Durch den Kontakt mit behinderten Berater*innen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie sie selbst, ist es behinderten Ratsuchenden möglich, ihre Probleme nicht nur als individuelle Schwierigkeit, sondern als gesellschaftliche Probleme zu betrachten, die auch auf politischer Ebene angegangen werden können. Peer Counseling soll dazu dienen, behinderte Ratsuchende in ihrem Selbstwertgefühl zu stärken und sie darin zu unterstützen, eigene Problemlösungen zu entwickeln.

Der Aspekt „ähnliche Erfahrungen“ ist vorrangig der, der mit dem Peer-Begriff einhergeht. Jedoch stellt sich die Frage, wie sehr sich die Erfahrungen unterschiedlich behinderter Menschen überhaupt gleichen und inwiefern somit der Peer-Gedanke angemessen erfüllt werden kann. Läuft der Anspruch „vorrangig behinderungsübergreifend“ zu arbeiten und keine „Verengung auf Angebote, die sich in erster Linie auf eine gleichartige Erkrankung bzw. Behinderung beziehen“² vorzunehmen, nicht (häufig) Gefahr zu verkennen? Oder anders gefragt: Was macht Peer zum Peer? Um diese Fragen soll es in der folgenden Abhandlung gehen.

Um es gleich vorweg zu nehmen: es ist keineswegs mein Ansinnen, den Sinn von Peer Counseling in Frage zu stellen und ich stimme völlig damit überein, „dass mit Hilfe des Peer-Counselings und des Peer Supports vielen behinderten Menschen Türen zu einem selbstbestimmten Leben und zur Teilhabe am gesellschaftlichen Leben geöffnet werden“³ können.

¹ Das englische Wort *peer* bedeutet auf Deutsch „Gleichrangige“; als *peer group* wird eine Gruppe von Menschen mit gemeinsamen Interessen, Alter, Herkunft oder sozialem Status bezeichnet mit einer wechselseitigen Beziehung zwischen Individuum und Gruppe.

² Vgl. ISL (2016): Leistungsanforderungen an eine öffentlich geförderte von Leistungsträgern und Leistungserbringern unabhängige professionelle Peer Counseling Beratung, S. 2. Online unter http://isl-ev.de/attachments/article/1415/Leistungsanforderungen_Peer_Counseling_ISL_.pdf

³ ebd., S. 1.

Meines Erachtens birgt jedoch die Fokussierung auf den Aspekt der Behinderung auch die Gefahr, Bedürfnisse und Anliegen anders-behinderter Menschen zu missverstehen oder zu übersehen und dadurch möglicherweise die Stärkung und Ermächtigung, um die es eigentlich gehen soll, zu unterwandern. Schließlich ist die Behinderung nur eine Facette unserer Persönlichkeit neben vielen anderen – und demnach nur ein Peer-Aspekt unter mehreren.

2. Die Sache mit dem Peer-sein

2.1. Das Peer in mir – nur welches?

Ein Beispiel aus der Peer Counseling Weiterbildung, Rollenspiel: Die Mutter einer schwerst mehrfachbehinderten 18jährigen Tochter findet den Weg in die Beratung. Ein konkretes Anliegen wird (mir) dabei nicht deutlich (*oder habe ich das – behinderungsbedingt? – nicht mitgekriegt?*). Die Mutter ist krank und müsste sich im Krankenhaus operieren lassen, aber sie weiß nicht, wie sie das bewerkstelligen soll, alle früheren Bemühungen um eine andere Unterbringung der Tochter waren gescheitert, usw. Es handelt sich um eine ausgesprochen schwierige Beratungssituation, die Beraterin kommt deutlich an ihre Grenzen, sie kommt nicht durch zu der Mutter, die – so meine Wahrnehmung – bereits alles versucht hat, auch selbst eine Selbsthilfegruppe aufgebaut hat, und kein Land mehr sieht, keine Möglichkeiten zur Veränderungen wahrnimmt, in ihrer Verantwortung für die Tochter, deren einzige verlässliche Bezugsperson sie ist, zu ertrinken droht, sich allein gelassen fühlt und sichtlich überfordert ist, sich an den Grenzen ihrer Belastbarkeit befindet.

In der anschließenden Reflexion des Rollenspiels wird mir klar, dass sich meine Wahrnehmung der Situation sehr von der der anderen Teilnehmenden unterscheidet. Während diese überwiegend die Tochter im Blick hatten, hatte ich die Einschätzung, dass es in der Situation keineswegs um die Tochter, sondern um die Mutter ging, die sich psychisch wie physisch an ihren Grenzen befindet – *ihre* Gefühle und Sorgen hätten Raum gebraucht. Für mich war *sie* das Peer, um das es in der Beratung ging.

Auf der Metaebene frage ich mich: Warum war meine Wahrnehmung der Situation so anders? Könnte es sein, dass ich – die ich im Gegensatz zu den meisten anderen Teilnehmerinnen selbst Mutter bin – die Mutter als mein Peer in der Rolle einer Mutter wahrnahm? Oder lag es etwa daran, dass *meine* Lebensrealität mit der Tochter ganz offensichtlich sehr wenig gemein hat – und ich sie aufgrund dessen *nicht* als mein Peer wahrnehmen konnte??

Was ich mit diesem Beispiel veranschaulichen will ist, dass die Wahrnehmung von Peer unterschiedlich ausfallen kann – und Peer-Sein somit unter verschiedenen Aspekten zu betrachten ist. Es stellt sich also die Frage, wer – im Sinne des Peer Counseling – wem und ggf. in welchen Situationen Peer sein kann? Wo ordne ich mich selbst ein – und grenze ggf. aus?

2.2. Ist Elternberatung Peer Beratung?

Nichtbehinderte Menschen sind nach der Definition des Peer Counseling nicht die Ratsuchenden, um die es eigentlich geht. Folgerichtig sind beispielsweise guthörende Eltern von hörbehinderten Kindern nicht Peers hörbehinderter Menschen. Inwiefern ist jedoch Elternberatung auch eine Form der Peer Beratung?

Manfred Hintermair⁴ empfiehlt Eltern nach der Diagnose einer Hörbehinderung bei ihrem Kind „– sich bei Betroffenen kundig machen! [...] Eltern sollten neben der Inanspruchnahme fachlicher Hilfen [...] früh damit anfangen [...], sich mit anderen Eltern, die in der gleichen Situation sind, zu unterhalten, oder Erfahrungsberichte von Eltern mit hörbehinderten Kindern zu lesen!“⁵ (S. 9). Hintermair vertritt somit eindeutig den Peer-Gedanken: Die Unterstützung von Eltern eines hörbehinderten Kindes durch Eltern, die ein hörbehindertes Kind haben. Hintermair schreibt einige Sätze später: „Eltern sollten auch ganz früh für sich prüfen, ob es schon der richtige Zeitpunkt ist, sich mit erwachsenen Menschen mit einer Hörschädigung zu treffen und auszutauschen“ (S. 9). Auch der Austausch mit Menschen, die dieselbe Behinderung haben wie das Kind, wird als wichtig erachtet. Er kann dazu dienen, Zugang zur Lebensrealität hörbehinderter Menschen zu erhalten und sie als Rollenvorbilder für ihr Kind wahrzunehmen. Zu sehen, wie hörbehinderte Erwachsene ihren Alltag bewältigen, kann ermutigen, und somit Eltern unterstützen und bestärken. Das sieht auch die ISL so, die in den Leistungsanforderungen an eine öffentlich geförderte von Leistungsträgern und Leistungserbringern unabhängige professionelle Peer Counseling Beratung⁶ schreibt: Die „Peer-Counselor erkennen, ob und inwieweit sie für die Beratungskund*innen als Rollenvorbild dienen könnten. Zudem sind sie in der Lage, mit dieser Möglichkeit verantwortungsvoll umzugehen, zum Beispiel sie zu unterstreichen oder eher nicht einzusetzen. Dies gilt beispiels-

⁴ Manfred Hintermair ist Professor für Psychologie und Diagnostik bei hörgeschädigten Menschen an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg.

⁵ M. Hintermair: „Was bedeutet ein gehörloses oder schwerhöriges Kind für hörende Eltern?“ In: B. Herrmann (Hrsg.): Mein Kind. Ein Ratgeber für Eltern mit einem hörbehinderten Kind. Deutscher Gehörlosen-Bund 2011, S. 8-13. Online verfügbar unter:

http://www.gehoerlosen-bund.de/index.php?option=com_content&view=article&id=1541%3Awasbedeuteteingeheerlosesoderschwerhoerigeskundfuerhoerendeeltern&catid=83%3Ameinkind&Itemid=129&lang=de.

⁶ Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. (2016): Leistungsanforderungen an eine öffentlich geförderte von Leistungsträgern und Leistungserbringern unabhängige professionelle Peer Counseling Beratung, S. 3. Online verfügbar unter: http://isl-ev.de/attachments/article/1415/Leistungsanforderungen_Peer_Counseling_ISL_.pdf.

weise auch für die Beratung von Eltern behinderter Kinder, die in dem/der behinderten Berater*in ein Rollenvorbild für ihr behindertes Kind erkennen können.“ Elternberatung darf somit als Peer Support verstanden werden.

2.3. Welche Rolle spielt hier die Modellrolle?

Ein weiteres Beispiel aus der Weiterbildung: Eine Dozentin bietet eine exzellente Einführung in das Thema „Persönliche Zukunftsplanung“. Sie arbeitet bereits seit vielen Jahren mit Menschen mit Behinderungen; ihre langjährige Erfahrung, ihre wertschätzende Haltung, ihre ganzheitliche Wahrnehmung der Ressourcen und Kompetenzen der Menschen, mit denen sie arbeitet, sind deutlich spürbar. Über sich selbst erzählt sie sinngemäß, dass sie nach einer eigenen schweren Erkrankung „nun auch offiziell“ in der Selbsthilfe behinderter Menschen arbeiten dürfe. Diese Aussage macht mich nachdenklich: Befähigt etwa die am eigenen Leib gemachte Erfahrung einer schweren Erkrankung diese Frau besser dazu, mit Menschen mit Behinderungen zu arbeiten? Welchen Stellenwert spielt die neu hinzugekommene Modellrolle? Und kann sie mit ihrer neu erworbenen, nicht-sichtbaren Behinderung überhaupt Rollenvorbild sein, beispielsweise für Menschen mit Lernschwierigkeiten? Was macht den Unterschied?

2.4. Ist Schäuble ein Peer?

Auch die Frage, ob Finanzminister Schäuble ein Peer sei, tauchte in einem der Weiterbildungsblöcke auf – und wurde mit großer Vehemenz von den meisten Teilnehmer*innen verneint. Was Schäuble nicht zum Peer der angehenden Peer Counselor*innen macht, ist seine Lebensrealität, die wenig gemeinsam hat mit ihrem Leben. Anders als viele von ihnen, muss Schäuble nicht um grundlegende Rechte kämpfen und vor täglichen Barrieren stehen, er ist privilegiert.

Auch hier stelle ich fest, dass mich die oben formulierte Frage viel beschäftigt. Wie kann mit dieser Deutlichkeit geäußert werden, Schäuble sei kein Peer? Dass er sich als Finanzminister in einer realen Machtposition befindet, enthebt ihn doch nicht von der Tatsache, dass auch er Barrieren ausgesetzt ist. Offensichtlich betreffen diese zwar nicht seine berufliche Karriere und über unzugängliche Supermärkte muss er sich vermutlich auch nicht ärgern, weil er ohnehin nicht selbst einkaufen geht – aber ist die Aussage „Schäuble ist nicht mein Peer“ nicht in höchstem Maße ausgrenzend? Was weiß *ich* denn schon von der Lebensrealität Schäubles, und wo er individuell Diskriminierung, Ausgrenzung und Benachteiligung erfährt?

Ich kann die Sichtweise einerseits nachvollziehen – und doch: es bleiben Zweifel. Und was wäre, wenn Schäuble in die Beratung käme? Würde ihn ein konkretes Anliegen von selbst zum Peer machen? Was macht ein Peer zum Peer?

2.5. Und ich? Was macht mich zum Peer?

Ich bin seit dem Alter von 2,5 Jahren infolge einer Gehirnhautentzündung hörbehindert, auf einem Ohr vollständig taub, auf dem anderen mittel- bis hochgradig schwerhörig. Meine Hörbehinderung kann mit technischen Hilfsmitteln (einem Hörgerät und ggf. einer Mikroportanlage) ziemlich gut ausgeglichen werden kann. Da ich zum Zeitpunkt meiner Erkrankung bereits eine sehr gut entwickelte Sprache hatte, verfüge ich über volle Sprachkompetenz und schriftliche Ausdrucksfähigkeit. Meine Behinderung ist nicht sichtbar und in vielen Situationen auch nicht wahrnehmbar. Ich lebe ein sehr selbstbestimmtes Leben und muss mir vor dem Hintergrund der aufgeworfenen Fragen ganz selbstkritisch die Frage stellen: Inwiefern kann *ich* überhaupt Peer sein *für Menschen mit anderen Behinderungen*?

Und wenn ja, inwiefern ist es aufgrund der Erfahrungen meiner Behinderung? Sind es nicht beispielsweise eher die Erfahrungen als Freundin einer Frau mit bipolarer Störung? Oder als Schwester eines Mannes, der mit einem wachsenden Gehirntumor lebt und mit den Folgen aus zwei schweren OPs? Als Tochter eines an einer schweren Krankheit verstorbenen Vaters? Als Halbwaise im Teenager-Alter? Als Tochter einer Mutter, die einen Darmkrebs überlebt hat? Als Mittelschichtskind? Als Frau eines Geflüchteten mit dunkler Hautfarbe? Als Geschiedene? Als Hochschulabsolventin? Als Mutter? Als...?

Welche Art von Erfahrungen befähigen mich zum Peer in einer Peer Beratung, wo doch meine eigene Persönlichkeit aus so vielen unterschiedlichen Erfahrungen und Facetten besteht, von denen die Behinderung nur eine ist? Inwiefern sind meine eigenen Erfahrungen vergleichbar? Mit all diesen verzwickten Fragen im Hinterkopf möchte ich an dieser Stelle den Blick lenken auf die Gruppe gehörloser⁷ Menschen. Taubheit ist eine Behinderung, die sehr unterschiedliche und weitreichende Auswirkungen haben kann und deren vorrangige Barriere in der fehlenden Zugänglichkeit der gesprochenen Sprache liegt.

⁷ Ich verwende die Begriffe „taub“ und „gehörlos“ synonym. In der Umgangssprache wird für „taub“ noch sehr häufig „taubstumm“ benutzt, was von tauben Menschen als Diskriminierung empfunden wird und nur noch in historischem Zusammenhang Verwendung finden sollte. Es stammt sprachgeschichtlich tatsächlich von „doof und dumm“, was die Abwertung tauber Menschen auf drastische Weise veranschaulicht.

Taube Menschen bezeichnen sich zunehmend lieber als „taub“ statt „gehörlos“, da die Nachsilbe „-los“ in „gehörlos“ das Nicht-Hörenkönnen defizitär betont, während „taub“ als (wert)neutraler empfunden wird. Zudem wird „taub“ als Entsprechung des amerikanischen „Deaf“ vs. „deaf“ betrachtet. „Deaf“ – großgeschrieben – drückt die Zugehörigkeit zur kulturellen Gruppe der Gebärdensprachgemeinschaft aus, unabhängig vom Grad der Hörschädigung, während „deaf“ die medizinisch-diagnostische Einschätzung einer Hörschädigung meint.

3. Gehörlose Peers – ein Blick in die Welt tauber Menschen

3.1. Geschichtlicher Exkurs: Die Unterdrückung der Gebärdensprache

Die Entscheidung, gehörlose Schüler*innen in den ‚Taubstumm‘-Schulen ausschließlich oral zu unterrichten, erfolgte im Jahr 1880 auf dem Mailänder Kongress, dem 2. Internationalen ‚Taubstumm-Lehrer‘-Kongress. Von da an wurde die Gebärdensprache aus dem Unterricht hörbehinderter Kinder verbannt. Fortan wurde nur noch in Lautsprache unterrichtet und das vorrangige Bildungsziel hieß sprechen lernen. Diese Entwicklung führte dazu, dass im Unterricht eines jeden Faches Artikulieren im Vordergrund stand und die Wissensvermittlung in den Hintergrund rückte. Inhaltliche Zusammenhänge sind auf Basis des Lippenlesens nicht verständlich vermittelbar. Unter idealen Voraussetzungen sind beim Absehen maximal 30 Prozent des Gesprochenen überhaupt auf den Lippen sichtbar – die übrigen 70 Prozent müssen aus dem Kontext erschlossen werden. Da der Spracherwerb in der – nicht barrierefreien – gesprochenen Sprache nur unzureichend möglich ist, hatten diese Beschlüsse weitreichende, rückschrittliche Folgen für die Bildungschancen hörbehinderter Menschen.

Die Entscheidung des Mailänder Kongresses hatte noch etwas anderes zur Folge: Auch die gehörlosen Lehrer⁸, die es bis dato gegeben hatten, verschwanden aus dem Unterricht. Die Schüler*innen verloren also außer der Gebärdensprache auch ihre Sprachvorbilder und möglichen Rollenvorbilder, ihre gehörlosen Lehrer, die ihnen auch Peers gewesen sein mussten. Und noch etwas: Die Dominanz des Sprechens und Hörens bevorzugte diejenigen Hörbehinderten, die noch über Restgehör verfügten. Ab dem Ende des 19. Jahrhunderts begann auch der technische Fortschritt, Hörgeräte wurden erfunden und weiter entwickelt und seit Beginn des 21. Jahrhunderts ist das Cochlea-Implantat (CI)⁹ verfügbar. Die Nutzung technischer Hilfsmittel ermöglicht zweifellos sehr vielen hörbehinderten Menschen in vielen Bereichen (eine verbesserte) Teilhabe. Auf der anderen Seite hat die technische Entwicklung diejenigen, die nicht über Hörreste verfügen, oder diese nicht in dem Maße nutzen können wie

⁸ Hier ist die ausschließlich männliche Form sehr wahrscheinlich korrekt; ob es auch gehörlose Lehrerinnen gegeben hatte weiß ich nicht.

⁹ Ein Cochlea-Implantat (CI) ist eine elektronische Hörprothese, die bei einer Operation eingesetzt wird und bei defekten Haarzellen im Innenohr den intakt gebliebenen Hörnerven direkt elektrisch reizt. Das Implantat besteht aus mehreren Teilen: Zum einen dem operativ eingesetzten Implantat mit dem Magneten und der Elektronik sowie der Elektrode, die in das Innenohr vorgeschoben wird; zum anderen dem Sprachprozessor, der hinter dem Ohr getragen wird. Eine Spule, die mit Hilfe eines Magneten am Kopf befestigt wird, überträgt die Informationen zum Implantat. Diese in der Gehörschnecke befindlichen Elektroden liegen im Innenohr in unmittelbarem Kontakt zu den Hörnervenfasern und übertragen so die vom Implantat abgegebenen elektrischen Impulse auf die zugehörigen Hörnervenfasern. Die Hörnervenfasern transportieren die elektrischen Impulse dann an das zentrale Hörsystem zur weiteren Verarbeitung. Die Höreindrücke sind nicht vergleichbar mit einem natürlichen Hören, aber vielen Menschen gelingt es, die fremdartigen, künstlichen und im Gehalt reduzierten Informationen allmählich zu entschlüsseln und für ein Verstehen von Sprache nutzbar zu machen. Eine Cochlea-Implantation ist heute nach der Geburt eines tauben Kindes medizinischer Standard, obwohl nur jedes 2. Kind die in Aussicht gestellten Erfolge hinsichtlich seiner lautsprachlichen Entwicklung erreicht.

andere oder denen auch durch ein CI kein Zugang zur Lautsprache möglich ist, zurückgelassen. Teilhabe und Chancengleichheit tauber Menschen haben sich keinesfalls verbessert. Vielmehr führte die technische Entwicklung dazu, die Dominanz des Hörens zu festigen und die Gruppe der Menschen mit Hörbehinderung zu spalten.

3.2. Dominanzkultur und herrschende Machtverhältnisse

Die Beschlüsse des Mailänder Kongresses wurden erst 2010 mit der Vancouver-Erklärung¹⁰ zurückgenommen. Doch die Folgen dieser Pädagogik sind bis heute spürbar. Es herrscht noch immer verbreitet die Einschätzung vor, dass einzig die Lautsprache das Mittel für ein erfolgreiches Leben in der hörenden Mehrheitsgesellschaft sei. Gehörlose wachsen i.d.R. nicht selbstverständlich mit Gebärdensprache auf und der Zugang zur gesprochenen Sprache bleibt ihnen behinderungsbedingt begrenzt oder versperrt. Das etablierte Bildungssystem ist noch immer vorrangig auf diejenigen ausgerichtet, die (besser) hören können oder vielmehr: die ihre verfügbaren Höreindrücke effizienter anwenden können als Andere.

Wenn jedoch ein Kind in seinen ersten Lebensjahren – der sogenannten „sensiblen Phase“ – nur ungenügende sprachliche Anregungen erhält, können die für die Sprache wichtigen Systeme im Gehirn nicht aufgebaut werden. Ohne diese ist ein späterer Erwerb von Sprache aber nicht mehr vollständig möglich. Um während der „sensiblen Phase“ in der Sprachentwicklung die neuronalen Verbindungen im Gehirn angemessen zu aktivieren, ist es wichtig, dass Kinder von Anfang an ein reichhaltiges sprachliches Angebot erhalten. Zugang zu Sprache ist grundlegende Voraussetzung für die gesamte (kindliche) Entwicklung in allen Bereichen: sprachlich, kognitiv, sozial-emotional und psychisch. Sprache ist dabei nicht gleichzusetzen mit Sprechen – Gebärdensprache ist in gleichem Maße eine vollwertige Sprache. Aber die Gebärdensprache spielt in Frühförderung und Schulbildung hörbehinderter Kinder eine sehr untergeordnete Rolle und findet häufig erst als „letzte Chance“ Beachtung, wenn nämlich die vorrangigen Bemühungen um die gesprochene Sprache nicht in gewünschtem Maße erfolgreich waren. Das ist dann häufig zu spät.

Die wenigsten schwerhörigen¹¹ Menschen erhalten Zugang zur Gebärdensprache, ihre gesellschaftliche Eingliederung muss i.d.R. über die Anpassung an die hörende Norm erfolgen – was unterschiedlich gut gelingt. Die Sozialisation schwerhöriger Menschen ist durch Frühför-

¹⁰ Online verfügbar unter www.gehoerlosen-bund.de/images/stories/elternratgeber_pdfs/er_buch_vancouver_s90-93_final.pdf.

¹¹ Schwerhörige Menschen sind Hörbehinderte, die über Hörreste verfügen, welche sie mit technischen Hilfsmitteln in sehr unterschiedlichem Maße verwerten können. Im Vergleich zu tauben Menschen ist ihnen gesprochene Sprache leichter zugänglich, auch wenn ihre akustische Wahrnehmung eingeschränkt bleibt.

derung und Pädagogik sehr stark von der Ablehnung der Gebärdensprache geprägt, die traditionell als Verhinderungsgrund für einen erfolgreichen Lautspracherwerb (und Integration in die Mehrheitsgesellschaft) betrachtet wird. Fakt ist, dass Chancengleichheit für viele Menschen mit einer Hörbehinderung unter den bestehenden Bedingungen und herrschenden Machtverhältnissen nicht gegeben ist. Taube Kinder haben bis heute nicht dieselben Bildungschancen wie schwerhörige, geschweige denn wie hörende Kinder.

Für viele gehörlose Menschen sind daher schwerhörigen Menschen Vertreter*innen der hörenden Dominanzkultur, die häufig taube Menschen und die Gebärdensprache ablehnen und abwerten. Die Gruppe der hörbehinderten Menschen ist ausgesprochen heterogen, geprägt von sehr unterschiedlichen akustischen Wahrnehmungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten mit sehr unterschiedlichen Auswirkungen in Bezug auf die Sprachentwicklung. Beispielsweise sind viele gehörlose Menschen funktionale Analphabet*innen, weil ihnen der Zugang zu keiner Sprache gegeben war und sie ohne volles Sprachverständnis nicht in der Lage sind, schriftlich formulierte Inhalte und Zusammenhänge sinnstiftend zu erfassen. In Bezug auf die Frage nach der Peer-Identifikation lässt sich festhalten, dass eine solche für die Gruppe der Menschen mit einer Hörbehinderung äußerst schwierig sein kann und keineswegs selbstverständlich ist. Viele gehörlose Menschen können schwerhörige Menschen aufgrund der völlig unterschiedlichen Erfahrungen schlichtweg nicht als „Gleiche unter Gleichen“ oder als Peers wahrnehmen – und umgekehrt ebenso.

3.3. Gebärdensprache und Gehörlosenkultur

Viele gehörlose und auch andere hörbehinderte Menschen sehen die Gebärdensprache als ihre Muttersprache an, weil sie diese als ihre natürliche Sprache betrachten, die ihren Wahrnehmungsvoraussetzungen entspricht. Da hörbehinderte Kinder zu 90 Prozent hörende Eltern haben und ihnen in der frühen Förderung die Gebärdensprache in der Regel vorenthalten wird, haben allerdings die wenigsten hörbehinderten Menschen Gebärdensprache als wirkliche Erstsprache erworben, sondern sie häufig erst später erlernt. Oft kommen taube Kinder erstmals an den Förderzentren für Hören und Kommunikation mit der Gebärdensprache in Kontakt. In der Regel sind es Peers, über die sie Zugang zur Gebärdensprache bekommen und mit denen sie barrierefrei kommunizieren können, was häufig als Befreiung beschrieben wird. Mit der Erfahrung von barrierefreier Kommunikation in Gebärdensprache ist also die Verbindung zu einer Gruppe „Gleichartiger“ bzw. „Gleichrangiger“ unmittelbar ver-

knüpft. Der Peer-Begriff ist in Zusammenhang mit tauben Menschen sehr eng verbunden mit der Gebärdensprache.

Sprache und Kultur gehen miteinander einher. Auch aus der Gebärdensprachgemeinschaft heraus ist eine eigenständige Kultur – die sogenannte Gehörlosenkultur – entstanden, deren Grundlage die Gebärdensprache ist. Die darin entwickelten gesellschaftlichen Aktivitäten heben sich in Form und Zielrichtung teilweise stark von der Kultur der Mehrheitsgesellschaft ab. Die Gehörlosenkultur hat typischerweise mit den kulturellen Aktivitäten von Gehörlosen in anderen Ländern mehr gemeinsam als mit der Kultur der nationalen Mehrheitsgesellschaften der „Hörenden“. Theater und Gebärdensprachpoesie sowie der Sport u.a. haben in der Gehörlosenkultur einen hohen Stellenwert. Im Vordergrund dieser kulturellen Aktivitäten steht die Gebärdensprache. Taube Menschen verstehen sich in diesem Kontext als Angehörige einer sprachlichen Minderheit. In vielen Ländern der Welt ist die Gebärdensprache tatsächlich im Status einer Minderheitensprache anerkannt¹² und auch der Europarat benennt die Gruppe der „Sign Language Users“ nicht mehr als „deaf people“. Auch dies ist ein Peer-Aspekt, der Beachtung verdient: Die Gebärdensprachgemeinschaft der gehörlosen Menschen hat ähnliche Erfahrungen wie Angehörige anderer Minderheitensprachen: Sie teilen eine identitätsstiftende sprachliche Tradition und Kultur innerhalb einer Mehrheitsgesellschaft und müssen sich gegen die Mehrheitssprache behaupten. Minderheitensprachen stehen häufig unter dem Druck zur Übernahme der Mehrheitssprache, ihre Sprache ist häufig von Abwertung durch die Mehrheitsgesellschaft geprägt und ihre Weiterverbreitung bzw. ihr Erhalt ist häufig bedroht. Diese Parallelen sind in der Tat beachtlich.

3.4. Behindert oder nicht? Emanzipation oder Abwertung anderer?

Häufig sagen taube Menschen von sich, sie seien nicht behindert, da die einzige Barriere in der Kommunikation liege – in den anderen Lebensbereichen des alltäglichen Lebens wären sie nicht eingeschränkt. Tatsächlich haben taube Menschen im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen mit Behinderung keine Einschränkungen bei der Verrichtung alltäglicher Dinge oder hinsichtlich der Mobilität. Doch ist es zutreffend, sich deshalb als nicht-behindert zu bezeichnen?

So emanzipatorisch dieser Gedanke auch sein mag, er greift doch zu kurz. Denn die Barrieren in der Kommunikation sind gewaltig. Und so lange Chancengleichheit und Zugänglichkeit zu den essentiellen Lebensbereichen Bildung und Kommunikation nicht gegeben sind, so lange

¹² Beispielsweise in der Schweiz und in Österreich.

bleibt tauben Menschen die volle Teilhabe verwehrt und sie werden behindert. In den Disability Studies wird davon ausgegangen, dass Behinderung nicht mit medizinisch diagnostizierbaren Beeinträchtigungen gleichgesetzt werden kann, sondern vornehmlich aus gesellschaftlich konstruierten Barrieren hervorgeht. Die betroffenen Menschen werden durch diese Barrieren daran gehindert, am gesellschaftlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Leben und an Bildung teilzunehmen. Behinderte Menschen sind demnach in erster Linie Angehörige einer unterdrückten Minderheit. Taube Menschen betrachten sich auch aus dieser Perspektive als Angehörige einer sprachlichen Minderheit. Die Abwendung von einem medizinischen Modell von Behinderung hin zu einem soziokulturellen Modell von Behinderung, das in den Deaf Studies bzw. den Disability Studies entwickelt worden ist, gibt dieser Einschätzung Recht. Für taube Menschen und ihr Empowerment ist diese Sichtweise daher sehr berechtigt und stärkend.

Inklusion beinhaltet für Menschen mit einer Hörbehinderung, dass es nicht länger sie alleine sind, die sich (kommunikativ) in die Gesellschaft einfügen müssen. Sie müssen vielmehr als selbstverständlicher Teil einer Gesellschaft der Vielfalt wahrgenommen werden, in der ihre kommunikativen Bedürfnisse Berücksichtigung finden. In der UN-Behindertenrechtskonvention (BRK) erhält daher auch die Gebärdensprache als barrierefreie Sprache für Menschen mit Hörbehinderung eine selbstverständliche Daseinsberechtigung. Die UN-BRK stärkt die Rolle der Gebärdensprache und der Gehörlosenkultur explizit an mehreren Stellen, beispielsweise in Artikel 30 (Teilhabe am kulturellen Leben sowie an Erholung, Freizeit und Sport)¹³ und in Artikel 24 (Bildung)¹⁴. In Absatz 3b des Artikels 24 wird ganz ausdrücklich das „Erlernen der Gebärdensprache und die Förderung der sprachlichen Identität der gehörlosen Menschen“ als geeignete Maßnahme zur vollen und gleichberechtigten Teilhabe an der Bildung benannt. Der Stellenwert der Gebärdensprache und ihre außerordentliche Bedeutung für taube (und andere hörbehinderte) Menschen wird in der UN-BRK angemessen und zutreffend gewürdigt. Für die Selbstbestimmung und Autonomie und damit als Ermächtigungsinstrument spielt die Gebärdensprache für taube Menschen *die* zentrale Rolle.

Doch zurück zum Peer-Begriff: Für anders-behinderte Menschen muss die Einschätzung vieler tauber Menschen, „wir sind nicht behindert“, als ausgrenzend und auch als diskriminierend

¹³ „Menschen mit Behinderungen haben gleichberechtigt mit anderen Anspruch auf Anerkennung und Unterstützung ihrer spezifischen kulturellen und sprachlichen Identität, einschließlich der Gebärdensprachen und der Gehörlosenkultur.“ (Art. 30 Abs. 4 UN-BRK)

¹⁴ „Die Vertragsstaaten [...] c) stellen [...] sicher, dass blinden, gehörlosen oder taubblinden Menschen, insbesondere Kindern, Bildung in den Sprachen und Kommunikationsformen und mit den Kommunikationsmitteln, die für den Einzelnen am besten geeignet sind, sowie in einem Umfeld vermittelt wird, das die bestmögliche schulische und soziale Entwicklung gestattet.“ (Art. 24 Abs. 3c) UN-BRK)

rend empfunden werden. Und für die Peer-Identifikation, die im Peer Counseling behinderungsartenübergreifend gelingen soll, ist diese Sichtweise mit Sicherheit problematisch, weil sie das Angebot, als Peer zur Verfügung zu stehen, schlichtweg ablehnt. Auf dieser Grundlage kann eine Peer-Identifikation nicht erfolgen.

4. Resümee

Aus Sicht der Disability Studies lässt sich am Beispiel von (Nicht-)Behinderung untersuchen, wie soziale Kategorien historisch entstehen, wie sich Wissensbestände um sie herum anordnen und Grenzziehungen entlang kultureller Bewertungen zum Ausgangspunkt von Machtverhältnissen werden, die den Lebensalltag und die Lebenschancen von Menschen bestimmen. Ich habe in dieser Abhandlung u.a. beispielhaft dargelegt, wie Machtverhältnisse in Bezug auf die Gruppe der Menschen mit einer Hörbehinderung entstanden sind und wie sie fortwirken in der gesellschaftlich verbreiteten Annahme einer Höherwertigkeit der gesprochenen Sprache gegenüber der Gebärdensprache. Damit möchte ich eine bestehende Problematik beschreiben, die in der Peer Beratung zu Schwierigkeiten führen kann. Sich als „Gleiche unter Gleichen“ zu verstehen kann in vielen Situationen schlichtweg misslingen. Zu unterschiedlich sind in vielen Fällen die vorausgesetzten „ähnliche Erfahrungen“. Peer ist nicht gleich Peer, könnte mein Resümee zusammengefasst lauten. Zumindest steht für mich fest, dass es keine eindeutigen Peers gibt. Die Teilidentitäten eines jeden Menschen brauchen jeweils ein anderes Peer.

In der Peer Beratung geht es auch – in meinen Augen insbesondere – um Stärkung und Ermächtigung. Empowerment ist ein Prozess der Selbstbemächtigung, in dem Menschen ihre Belange (zunehmend) eigenmächtig, selbstverantwortlich und selbstbestimmt vertreten und gestalten und ihre Ressourcen wahrnehmen und nutzen. Dass der Peer-Aspekt für das Empowerment eine sehr wesentliche Rolle spielt, ist klar. Rollenvorbilder können auf Ratsuchende inspirierend wirken und das Teilen gleicher Lebenserfahrungen schafft Verständnis und sichert Akzeptanz. Empowerment braucht Peers. Doch je mehr Verbindung zwischen Berater*in und Ratsuchenden besteht, desto förderlicher kann der Prozess verlaufen.¹⁵ Auch behinderte Menschen sind vor Scheuklappen und Vorurteilen sowie Nichtwissen und Igno-

¹⁵ Das sagt auch Peter van Kan sehr deutlich: „Es ist klar, je mehr Gemeinsamkeiten zwischen Ratsuchenden und Berater/innen vorhanden sind, je befriedigender verläuft die Zusammenarbeit. Es wäre völliger Unsinn, eine/n gehörlose/n Berater/in für eine Gruppe blinder Ratsuchender zu engagieren.“ Peter van Kann (1996): Peer Counseling – die Idee und das Werkzeug dazu. Ein Arbeitsbuch; S. 8.

ranz gegenüber anders-behinderten Menschen nicht gefeit. Ich finde es wichtig und richtig, dass Beratung behinderter Menschen auch behinderungsübergreifend angeboten wird, würde aber einer Beratung, die behindertenspezifisch ist, ganz klar den Vorzug geben. Das gilt insbesondere dann, wenn die Gebärdensprache in irgendeiner Weise eine Rolle spielt. Dieselbe Sprache zu sprechen ist insbesondere in der Beratung gehörloser Ratsuchender eine wichtige Form von Peer Support.

Ich muss zusammenfassend feststellen, dass sich meine Sichtweise auf den Peer-Aspekt verändert hat und differenzierter geworden ist. Obwohl (oder vielmehr: weil) ich sicherlich nach der Weiterbildung mehr weiß über Menschen mit anderen Behinderungen bin ich mir nicht sicher, ob das meine Peer-Identifikation gestärkt hat. Vielmehr ist mir sehr bewusst geworden, wie behutsam und kultursensibel, wie aufmerksam, zugewandt und mit Fachwissen fundiert Peer Beratung sein muss, damit es gelingen kann, die Bedürfnisse und Anliegen anders-behinderter Menschen zu verstehen und nachvollziehen zu können. Ich bin mir sicher, dass die Sache mit der Modellrolle häufig nicht gelingt. So bin ich mir beispielsweise sehr darüber bewusst, dass ich für viele taube Menschen kein Rollenvorbild sein kann, da sich meine Erfahrungen als schwerhöriger Mensch sehr wesentlich von den Erfahrungen eines tauben Menschen unterscheiden. Ich glaube allerdings auch, dass es nicht immer erforderlich ist, Rollenvorbild zu sein. Gute Beratung kann auch gelingen, wenn die eigene Behinderung in der Beratung eine untergeordnete oder auch keine Rolle spielt. Peer ist ein äußerst wichtiger Aspekt, aber nur dann, wenn er auch anwendbar ist und passt. Vorrangig ist für mich die vom ISL appellierte Verantwortung der Peer Counselor, „zu erkennen, ob und inwieweit sie für die Beratungskund*innen als Rollenvorbild dienen könnten [... und] mit dieser Möglichkeit verantwortungsvoll umzugehen“.¹⁶

¹⁶ Vgl. Fußnote 2.